

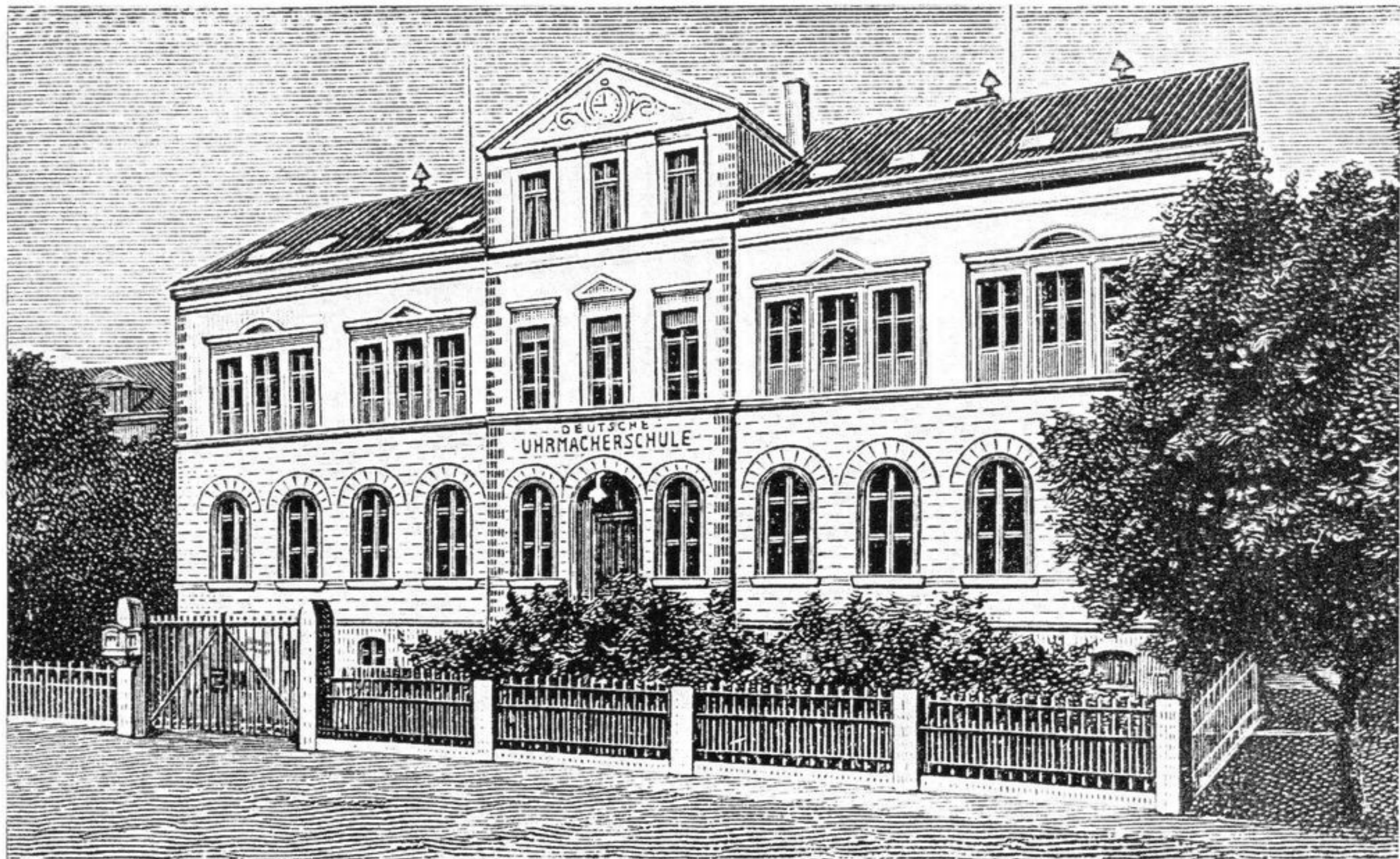


Das alte Glashütte und seine Uhrmacherschule



Ein Bericht
von Alfred Helwig,
Glashütte

Die Deutsche Uhrmacherschule in Glashütte im Jahre 1881





Der neue Uhrmacherschüler



Glashütte, Sonntag, 2. Oktober 1904, 11 Uhr. Ein überraschend belebter Bahnhof empfing den Ankömmling. Männer jeden Alters nahmen ihren Weg zum sonntäglichen Frühschoppen über den Bahnhof, eine üblich gewordene und unerläßliche Gewohnheit. Auch die Jugend des Städtchens hielt hier ein ebenfalls unerläßliches Treffen ab.

In Glashütte kreuzten sich nämlich die beiden wichtigsten Züge der damaligen niedlichen Schmalspurbahn, und die Kontrolle darüber, wer sich leisten konnte zu verreisen, war vollkommen. Hier spielte sich das wichtigste Ereignis der ganzen Woche ab, eine Art Korso, eine Promenade. Man sah andere und wurde gesehen. Eine verständliche Gewohnheit, wenn man daran denkt, was es in jener Zeit in einer Kleinstadt zu erleben gab — kein Kino, kein Fußball, kein Motorrad, kaum ein Fahrrad. Aus der Großstadt Zuziehende waren zwar darüber entsetzt, daß dieser Bahnhofsbummel so wichtig genommen wurde, aber schon am nächsten Sonntag waren die meisten auch dabei!

Der neue Uhrmacherschüler war sofort an der starken Schlagseite zu erkennen, die sein schwerer Werkzeugkoffer verursachte, ein besonde-

res Kennzeichen des stellenwechselnden Uhrmachergesellen. Sein Weg zur Uhrmacherschule führte vorbei an „Langes Ecke“ und dem Fabrikgebäude von „A. Lange und Söhne“. Das kannte man von Bildern, aus den technisch wertvollen Katalogen über Glashütter Uhren, die häufig den Wunsch ausgelöst hatten, einmal dorthin zu gelangen. Dann noch ein Stückchen die Hauptstraße hinauf, und man stand vor der Uhrmacherschule, die ebenfalls jedem Uhrmacher von Bildern her vertraut war.

In der Fachpresse, bisweilen auch in der Tagespresse, waren immer wieder Beilagen über diese Fachschule zu finden, Prospekte auf gelbem dünnem Papier mit viel kleingedruckter Schrift. Ein einziger davon existiert noch in Glashütte und wartet auf Asyl in dem seit langem notwendigen und immer wieder geplanten Industriemuseum. Solche Prospekte gab damals jede Fachschule heraus. Das Muster dafür waren diejenigen des schon immer hochangesehenen „Technikum Mittweida“. Alle Vierzehnjährigen, durch den aufkommenden Physikunterricht zur Beschäftigung mit der Technik angeregt, wollten am liebsten in Mittweida Maschinenbauer oder Elektriker werden, wenn das nur nicht so kostspielig gewesen wäre!

In den Prospekten der verschiedensten Fachschulen wurde ein wenig renommiert; man konnte sich dabei auf ein Urteil des Reichsgerichtes stützen, das besagte, Reklame dürfe sehr wohl ein wenig übertreiben, sofern es innerhalb der „Guten Sitten“ bliebe. Es blieb!

In den Prospekten der Uhrmacherschule war von vielen Abteilungen die Rede. Man erwähnte die Abteilungen Vorarbeiten, Taschenuhren, Komplizierte Uhren, Chronometer, Steinarbeiten, Elektrische Uhren und Feinmechanik. Längst schon hatte man sich angesichts der Abbildungen von der Schule gefragt, wo diese vielen Abteilungen in dem doch gar nicht großen Gebäude untergebracht

wären, und nun, endlich vor diesem ersehnten Hort der Präzision stehend, fragte man sich das erst recht. Lassen wir im folgenden den neuen Uhrmacherschüler selbst berichten: Als Zugereister, mit den Gepflogenheiten an der Schule nicht vertraut, trat ich in der Erwartung ein, hier trotz des Sonntages jemand zu finden, der Auskunft geben könne. Der erste Blick fiel auf eine Tür mit der Aufschrift: Bibliothek. Donnerwetter, noch eine Abteilung! Daneben an einer Wohnungstür Schild und Klingel: Hausmeister. Es gab also sogar noch eine Wohnung in dieser Schule! Ein alter Mann erschien, sichtlich verärgert über die Sonntagsstörung, und antwortete auf meine beinahe ängstliche Frage, wo in Glashütte der Direktor wohne, barsch: „Oben.“ Kein Wort mehr. Es mußte also trotz der vielen Abteilungen sogar noch eine zweite Wohnung in diesem Gebäude geben. Oben angekommen, sah ich einen Klingelknopf, drückte darauf, um einen Augenblick zu spät zu erkennen, daß auf dem Schild an der Tür „G. Hesse“ stand. Wiederum öffnete ein alter Mann mit der sehr militärischen Frage: „Was wollen Sie?“ „Bitte, ich möchte zu Herrn Professor Strasser.“ „Können Sie nicht lesen? Dort!“ An der nächsten Tür stand endlich und tatsächlich „Strasser“. Schon recht zaghaft geworden, klingelte ich militärisch kurz; denn mir war zumute wie einem Rekruten, der in eine Kaserne geraten ist. Wie ich jetzt schon merkte und in den folgenden Tagen erfuhr, herrschte in dieser „guten deutschen“ Uhrmacherschule wirklich der echte Kasernenhoftone. Wie man aber ebensobald merken konnte, war das durchaus nicht so böse gemeint wie es klang, zumal dieser Umgangston im sächsischen Dialekt viel von seiner Härte verlor. (Das damalige Sächsisch wird heute nicht mehr gesprochen!)¹⁾ Die

¹⁾ Zu einer Glashütter Uhrmacherin, die in ein norddeutsches Geschäft eintrat, hat der Chef gesagt: „Wenn Sie nicht ein reines Hochdeutsch vorziehen, dann dürfen Sie hier jeden Dialekt sprechen, Sächsisch aber auf keinen Fall.“

Pädagogen jener Zeit meinten, Autorität zu verlieren, wenn sie den Schülern gegenüber einen zu zivilen Ton wählten. Diese Meinung herrschte in allen Schulen; für das zu zahlende Schulgeld erwarb man u. a. das Recht, ange. . . . zu werden. Anstelle der fünf Punkte könnte man auch setzen: lernt. Jedenfalls auf mein bescheidenes Klingeln hin erscheint ein alter Mann, Professor *Strasser* selbst. Wenn man achtzehn Jahre alt ist, erscheint einem jeder Fünfzigjährige alt, besonders, wenn er wie Professor *Strasser* den damals unvermeidlichen würdevollen Vollbart trägt.

Hier wurde mir ein freundlicher Empfang bereitet, eine lebhafte Begrüßung: „Kommen Sie nur herein!“ – In seiner Wohnstube hielt der Professor einen Frühschoppen mit einigen seiner Freunde, die sich auch lebhaft für das Woher und das Wohin des Neulings interessierten. Schließlich hieß es: „Gehen Sie in die Dresdener Straße zu Stadtrat *Gessner*, dort wird Ihnen ein Zimmer zugewiesen.“ *Gessner* war der Künstler-Graveur, der die strahlend-schönen großen Monogramme auf die Gehäuseböden gravierte. Hier bekam ich ein freundliches Stübchen einschließlich Morgenkaffee für 15 Mark Monatsmiete. Zu meiner Überraschung waren die Läden in Glashütte sonntags bis nachmittags 16 Uhr geöffnet. Ich konnte also, von der Wirtin beraten, noch Abendbrot und Frühstück einkaufen gehen, das man sich natürlich selber hielt.



Der erste Tag in der Uhrmacherschule



Am anderen Morgen machte ich mich in fachlich-froher Erwartung auf den Weg zur Uhrmacherschule. Den lästigen Werkzeugkoffer hatte Professor *Strasser* gestern bereitwillig in Verwahrung genommen, er kannte seinen Hausmeister. Ich meldete mich in der Abteilung Vorarbeiten. Hier empfing mich wieder ein alter Mann, der Fachlehrer *L. Lindig*. Er besichtigte mein Werkzeug: „Haben Sie einen Schraubstock?“ Eine erstaunliche Frage; denn der Schraubstock gehörte in jeder Werkstatt zum festen Inventar. Ich hatte keinen. Also wurde mir gleich ein Schraubstock gegeben, ein kräftiges Qualitätsstück von Boley, das heute noch völlig intakt ist. Preis: 10 Mark. Weiter: „Haben Sie große Feilen mit Heften, mittlere Feilen, Schmirgelsteine, Wassersteine, eine große Spirituslampe, zwei Reißbretter, ein vollständiges Reißzeug?“ Er fragte noch nach vielen anderen Dingen, die beim Lehrmeister als selbstverständliches Inventar für die ganze Belegschaft vorhanden waren, nur nicht in der Uhrmacherschule. Hier mußte man das alles anschaffen.

„Gehen Sie in die Werkzeughandlung hinter dem Lange-Denkmal, nicht in die Handlung in der Hauptstraße. Der Inhaber ist mein Bruder und weiß deshalb, was in meiner Abteilung (!) gebraucht wird.“ Viel zu

reden war deshalb bei dem Bruder nicht, er verkaufte mir alles, was für Neuarbeiten gebraucht wurde. Allerdings ging das gesamte Geld, das wohlabgezahlt für die ersten Wochen in Glashütte reichen sollte, bereits am ersten Vormittag drauf. Ich war verbittert, hauptsächlich wegen des Schraubstockes. Jedoch sah man schon nach den ersten Stunden der Werkstattarbeit ein, daß qualitätsvolle Neuarbeiten nur mit speziellem Werkzeug gefertigt werden können und das bisherige Reparaturwerkzeug diesen Anforderungen unmöglich genügen konnte.

Die leidige Sache mit den zu kaufenden Schraubstöcken hat erst viel später Dr. *Giebel* in Ordnung gebracht. Mit Zähigkeit rang er um das Geld, das nötig war, um die 60 Uhrmacher-Arbeitsplätze gleichzeitig mit 60 Schraubstöcken ausstatten zu können. Nur so war das üble Austauschen bzw. Borgen von Werkzeug und damit durch Hin- und Herlaufen entstehende Unruhe in den Werkstätten zu vermeiden. Das vollständige Werkzeug, zu dessen Anschaffung die Schüler geradezu gezwungen wurden, war später häufig die Grundlage einer selbständigen Tätigkeit, auch wenn es mitunter nur zu einer Kleinstwerkstatt am Fensterbrett reichte. Vornehmlich in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit, am Ende der zwanziger Jahre, haben sich viele Uhrmacher so geholfen.

Die anerkannt guten Erfolge der Uhrmacherschule beruhten auf den hohen Leistungen der Glashütter Hausindustrie. An einem Glashütter Qualitätstrieb ließ sich beispielsweise eine viel feinere Vollendung erzielen als an einem mittelmäßigen Trieb. Das galt für alle guten Rohteile und Halbfabrikate, aus denen die „Schuluhr“, eine wahre Lernuhr, gebaut wurde. Die Einzelteile erhielt der Schüler in demselben Zustand, in dem sie in einer Reparaturwerkstatt zur Verarbeitung kommen würden. Feinste Teile wie Gangrad, Unruh und Spirale sorglich und schonend einzubauen, um die hohe Qualität

dieser Teile zu wahren, wurde besonders gründlich geübt. Die kostbare, vollendete Griefbach-Unruh durfte nur am Schenkel angefaßt werden. Sie am Reifen, etwa gar über dessen hohe Kante, in die Pinzette zu nehmen, galt mit Recht als zunftwidrig, auch wenn es sich um eine Messingpinzette handelte.



Der Mützenkrieg



Die gute und gründliche Ausbildung an der Schule zog Schüler aus der ganzen Welt an. Das führte dazu, daß die Glashütter die Leistungen der Schule an der jeweiligen Anzahl der Ausländer maßen, und die stellten durchschnittlich ein Drittel der Belegschaft dar. Wenn es einmal weniger waren, begegneten der Lehrerschaft manche Bürger mit gerunzelter Stirn. Es waren ständig Ausländer an der Schule, die ein Stipendium ihrer Regierung erhielten. Zum Beispiel hatte Chile einen Marineingenieur samt Frau und Kindern, mit reichlichen Auslandsspesen versehen, für den ganzen Kursus von drei Jahren nach Glashütte geschickt. Er sollte Experte für Seechronometer werden, und bei seinen großen technischen Vorkenntnissen erreichte er auch dieses Ziel.

Während der Inflation, in den Jahren 1921 bis 1923, war die Schule bis zum letzten Platz mit Ausländern besetzt. Man sah das in Glashütte recht

gern; denn viele Familien sind gut durch die trübe Zeit gekommen, weil ein devisenstarker Ausländer bei ihnen wohnte. Während dieser Zeit wurden hier Währungen aus aller Welt gehandelt, am meisten jedoch der Dollar. Die Uhrmacherschule selbst hatte dabei keinen Vorteil, sie durfte das Schulgeld nicht in Devisen, sondern nur in Deutscher Mark erheben.

Aus dieser schlimmen Zeit ist folgende Anekdote überliefert:

Als ein Schweizer gefragt wurde, was das Günstigste, das Billigste wäre, was er Deutschland zu verdanken habe, sagte er: „Das war eine Eisenbahnfahrt in der ersten Klasse Schlafwagen von Glashütte über Dresden nach Basel für knapp einen Schweizer Franken.“ Ein Schweizer Franken aber galt damals soviel wie acht deutsche Nickel-Zehnpfennigstücke vor dem ersten Weltkrieg.

Typisch für das Glashütter Straßensbild waren die blauen Mützen der Uhrmacherschüler. *Moritz Großmann*, der eigentliche Gründer der Schule, hatte sie obligatorisch für alle Schüler eingeführt. Da die Regierung die Schule finanziell wenigstens teilweise unterhielt, sollten die Schüler als Gruppe, die Staatsgelder genoß, öffentlich gekennzeichnet sein. Sie hatten sich angemessen, vor allem bescheiden aufzuführen. Kein Schüler, gleichgültig wie alt er war, durfte sich länger als bis 23 Uhr im Gasthaus aufhalten. Wenn sie aus der Rolle fielen, war jeder Bürger berechtigt, sogar verpflichtet, sie zu rechtfertigen. Das war sehr im Sinne einiger Aufsichtsräte (Bürger, Fachleute von Glashütte).

Andere Aufsichtsräte jedoch verlangten beharrlich: Weg mit den Mützen, die Kerle werden durch die Mützen eingebildet, sie halten sich für Studenten. Die Sache entwickelte sich aber ganz anders. Nach dem Ableben *Großmanns* schlossen sich Schüler in einer Vereinigung zusammen. Sie nannten sich Saxonia und trugen nun erst recht eine Mütze nach Studentenart, hellblau mit den Uhrmacher-

farben Blau-Weiß-Gold. Nicht allen Schülern gefiel das Studentische, wohl aber eine Studentenmütze. Sie trugen deshalb eine goldfarbige Mütze. Schließlich tauchte noch eine dritte Farbe auf. Es wurden weiße Schülermützen getragen, die aber schnell wieder verschwanden, weil ihre Träger als Sanitäter angesprochen wurden. Das ganze Hin und Her war der unvergessene Mützenkrieg im Sommer 1904, der den Aufsichtsräten wirkliche Sorgen bereitet hat, weil es unter den Schülern sehr temperamentvoll zugeht. Trotzdem galt aber der Jahrgang 1904 für alle Zukunft als der fachlich beste, fleißigste und erfolgreichste Jahrgang, der je die Schule besucht hat.

Letzten Endes duldet die Regierung die Vereinigung der Schüler aus ihrer Erfahrung heraus, daß junge Männer mit gleichen Zielen das Bedürfnis haben, sich in Interessengruppen zusammenzuschließen. Sie belehrte den Aufsichtsrat sogar dahingehend, daß die Bürger einer Stadt, die zu ihrem nicht geringen Nutzen eine Fachschule unterhält, über gelegentlichen Jugendmut hinwegsehen müßten. Das hat die Bürgerschaft nicht wenig verblüfft!



Der Schulbetrieb



Ordnung und Pünktlichkeit waren oberstes Gebot. Wenn die Klingeln früh um 7 Uhr (mittags um 13 Uhr

30) in allen Räumen pünktlich ertönen, ging der diensttuende Lehrer schnellen Schritts durch die vier Arbeitssäle. Jeder Schüler hatte an seinem Arbeitsplatz aufrecht zu stehen, niemand durfte sitzen. So konnte der Lehrer mit einem Blick feststellen, wer fehlt. Unpünktliche hatten sich anschließend zu melden und 10 Pfennig Strafe in die Bibliothekskasse zu zahlen. Die 10-Pfennig-Strafen gab es außerdem für alle möglichen Verstöße. Fehlen wegen Krankheit mußte von den Wirtsleuten schriftlich bestätigt werden. Die Arbeitszeit dauerte von 7 Uhr bis 19 Uhr. Diese lange Zeit wurde noch eingehalten, als in den Glashütter Betrieben schon längst um 18 Uhr Feierabend war. Zusätzlich waren immer Hausaufgaben zu erledigen. Im theoretischen Unterricht wurde der Stoff gemeinsam entwickelt und danach diktirt. Abends mußten die Diktate in die sogenannten Reinhefte übertragen werden, die regelmäßig kontrolliert wurden und zeitlebens ein Führer durch das Berufsleben waren. Diese Methode, das zu Lernende zweimal niederzuschreiben, hat sich immer wieder als eine der besten in bezug auf das „Im-Gedächtnis-Behalten“ erwiesen. Vielfach wurde gewünscht: Druckt Euren Unterrichtsstoff, macht Bücher daraus! Trotzdem blieb man aus guter Erfahrung beim Diktieren und der darauf folgenden Reinschrift²⁾.

Es gehörte zu den Gepflogenheiten, Halbjahreszensuren zu erteilen. Dabei ist es vorgekommen, daß ältere Schüler, sich ihres Wertes bewußt, die Annahme einer Beurteilung oder gar eines Abgangszeugnisses am Ende des Schulbesuches verweigerten. Nur eine Aufenthalts-Bescheinigung nahmen sie an! Hier mußte selbst der allmächtige Aufsichtsrat feststellen: Nix zu machen!

Am theoretischen Unterricht konnten für wenig Geld alle Glashütter teil-

²⁾ Es ist bekannt, daß *Napoleon I.*, wenn er sich einen Namen einprägen wollte, ihn langsam mit voller Konzentration auf einen Zettel schrieb. Diesen zerriß er bedächtig, und den Namen hat er für immer behalten.

nehmen, die sich weiterbilden wollten. Diesen Unterricht für „Gäste“ erteilte Professor *Strasser* am Sonnabend nach 18 Uhr, um den Teilnehmern die Arbeitszeit in den Betrieben nicht zu zerstückeln. Er hielt die Stunden über die Höhere Uhrmacherei.

Die „Gäste“ waren zumeist Uhrmacherschüler, die nach ihrer Schulzeit in Glashütter Betriebe eingetreten waren, um sich zu qualifizieren, wie man heute sagen würde. Aus diesen Kreisen gingen viele spätere Fachklassenleiter für Uhrmacher hervor.

Der Unterricht *Strassers* war in höchstem Grade temperamentvoll, bei ihm war immer „etwas los“. Trotz seiner bajuwarischen Art (oder vielleicht gerade deshalb) verehrten und schätzten ihn seine Schüler in außergewöhnlichem Maße. „Noch in seinen Schwächen erschien er ihnen liebenswert“, hat ein späterer Chronist von ihm gesagt.

An dem gleichen Fortbildungsunterricht war der Studienrat *Hermann Romershausen* mit anerkanntem Erfolg tätig. Er kam immer mit freundlichem Gesicht in den Unterricht. An der Universität Kiel hatte er als Assistent einen humanen Lehrbetrieb kennengelernt und machte seinen Lehrsaal zu einer Insel des Friedens, was als besonders angenehm empfunden wurde nach dem Kasernenton in den Arbeitssälen.

„Dio, Dio, Herr Lindig fortissimo!“ Diesen Schreckensruf stieß der Schüler *Signore Enrico Franzeschi* aus Mailand am Abend des ersten Arbeitstages aus. Das weitbekannte „Fortissimo“ des Fachlehrers *G. Lindig* war unschwer zu erklären. Er hatte, wenn das neue Schuljahr begann, als erster den Ansturm der Ausländer in seiner Anfängerabteilung zu überstehen. Daß Lautstärke und Nervosität unabsichtlich zunehmen, wenn zwei Menschen mit verschiedener Muttersprache sich einander verständlich machen wollen, ist bekannt. Und Herr *Lindig* war von Natur aus

zusätzlich mit einiger Lautstärke begabt.

Als Gegenleistung für die außerordentliche Mühe, die ihm die Ausländer machten, nahm er ihnen in aller Freundschaft die Briefmarken ab, die sie aus ihren Heimatländern erhielten, ein leichtes für ihn, da er die Briefpost für die Schüler in Empfangnahm und verteilte! Seine Briefmarkensammlung wurde berühmt. Aus diesem Hobby ergab sich ein zweites: Er war anerkannter Sachverständiger in allen Reise- und Kursbüchern. Sein Abendvergnügen war, den Schülern die Reiserouten herauszusuchen; ein jeder, und wenn es ein Bewohner der südlichen Halbkugel war (und da erst recht), bekam alle Abfahrtszeiten, Übergänge, Schifflinien u. dgl. für seine Reise zusammengestellt. Die Schüler erwiesen diesem Reisermarschall nur zu gern den Gefallen, seinen guten Rat anbringen zu können. Hierdurch entstand im Lauf des Schuljahres zwischen ihm, bei all seiner Bärbeißigkeit dennoch ein gutmütiger Mann, und den Schülern ein freundliches und dauerhaftes Gedenken.

Alles, was im Hause oder im Unterricht mit Elektrizität zu tun hatte, lag in den Händen von Oberlehrer *Oskar Hesse* (dem Junior). Seine speziellen Kenntnisse hatte er, bevor er in die Uhrmacherschule als Lehrer eintrat, bei *Siemens & Halske* erworben. (Wird fortgesetzt)

US 0840

